

Leseprobe

Angesichts der Tatsache, dass ich an jenem unvergesslichen Montagmorgen mit einer niederschmetternden Hiobsbotschaft ebenso unerwartet konfrontiert wurde wie draußen Schneeflocken auf bereits blühende Krokusse und erste Tulpenknospen stöberten, geriet ich nicht nur in Panik, sondern auch auf unerklärliche Weise ins Schwitzen. Wie statisch aufgeladene Plastikfolie klebte das bereits angegraute und auch schon mehrfach geflickte Leinennachthemd auf feuchtkalter Haut. Ohne angestrengt gewerkelt oder anderweitig betätigt zu haben! Fiebrig erkältet war ich auch nicht. Eigentlich steckte mir überhaupt kein Zipperlein in den Knochen. Jedenfalls keine handfeste Krankheit, wie es in meiner Familie immer hieß, wenn seelische Dinge eine Rolle spielten, und deshalb konnte ich mir keinen Reim auf die Ursache machen. Zumal es sich nicht um übliche Schweißkonsistenz handelte. So ähnlich wie bei Fieber zwar, doch irgendwie lausig kalt auf der Haut. Als ob ich mich in der scheußlich kalten Atmosphäre eines Krematoriums befand und dennoch schwitzte. Warum ich mich spontan an ein entsetzliches Erlebnis erinnerte, lag scheinbar daran, dass mich tatsächlich eine unangenehme Kälte umgab: die gegenwärtige Kaltherzigkeit meiner Mutter, erneute Hundekälte eines zweiten Wintereinbruchs und ein saukalter Parkettfußboden.

Verzweifelt in die ausgekühlte Wohnstube geflüchtet, stand ich bockbeinig barfuß geblieben hinter blitzblankem Fensterglas und startete durch einen Tränenschleier vorbei des Blattwerks eines auf der Fensterbank thronenden Gummibaums hinweg über den verschneiten Vorgarten und die noch wenig befahrene Anliegerstraße auf das schräg gegenüberliegende Elternhaus meines besten Schulfreundes. Meine verwirrten Gedanken drehten sich in einem Kreisel von Hirngespinnsten, die einen blauäugigen Hoffnungsschimmer

in aschgraue Weltuntergangsstimmung mixten. Weder weiterleben noch sterben wollte ich.

Die tränenden Augen bereits unmerklich auf unendlich gestellt, rangierte ich mit einer hirnverbrannten Absichtsidee in der miserabelsten Gemütsverfassung meiner Kindheit. Vor lauter Selbstmitleid wollte ich mir absichtlich eine Lungenentzündung einhandeln, um wieder beachtet zu werden, denn im rotierenden Gedankensalat florierte eine deprimierende Erkenntnis: unglücklichster Junge der Welt! Die zwangsläufigen Folgen dieser törichten Einbildung ließen nicht lange auf sich warten. Eben noch von Hitzewallungen heimgesucht, wurde mir auf einmal schrecklich kalt. Zuerst schien die schwitznasse Stirn zu vereisen, dann in Liftmanier meine Körpertemperatur zu erlöschen, woraufhin mein Organismus zu heftigem Harndrang und Schüttelfrost tendierte. In Intervallen jagten grässliche Zitterschauer durch meinen schwächtigen Körperbau, wobei mein lückenhaftes Milchgebiss aufeinander klapperte, als morse es Notsignale. Zudem verspürte ich in den immer kürzeren Intervallpausen einen Herzrhythmus, der zunehmend an Regelmäßigkeit verlor.

Mein Wissensstand mit neunmalklugen Hypothesen und gefährlichem Halbwissen gespickt, ersann ich blitzschnell eine furchtbare Eigendiagnose: akute Lebensgefahr! Logischerweise natürlich, denn obwohl ich mich erst vor acht Lenzen ins Dasein gezwängt hatte, so wusste ich schon seit Langem: man könne ohne Weiteres an gebrochenem Herzen krepieren, wenn man extrem unglücklich sei. Diese Binsenweisheit hatte Mutter mir geflüstert, als der Ehemann unserer Vermieterin über Nacht an Herzversagen verstarb, weil er es nicht verwinden konnte, dass sein geliebter Sohn von einem stinkbesoffenen Autofahrer totgefahren wurde – und weil ich die vorhersehbaren Folgen der unmissverständlichen Hiobsbotschaft nicht verwinden konnte ...

Von panischer Todesangst am Kragen gepackt, schrie ich aus Leibeskräften nach meinem weit entfernten Vater. Wenn es schon um mich bestellt war, wollte ich in seinen Armen in die ewigen Jagdgründe eintreten. Auf keinen Fall in Mutters! Sie trug doch an allem die Schuld, wie sie immer an allem schuld war, da war ich mir auch diesmal bombensicher. Alleingelassen hatte sie mich in meiner Not, nachdem ich mich das erste Mal stimmgewaltig gegen sie aufgelehnt hatte. Wenn ich keine gellenden Hilfeschreie abgelaßen hätte, wäre ich wahrscheinlich den ganzen Vormittag nicht mehr beachtet worden. Aber nun kam sie zumindest einigermaßen aufgeschreckt herbeigestürzt, sah mich angstschlatternd und tränenüberströmt am Fenster stehen, aber doch sonst nichts passiert, und wollte mit sogleich verfinsteter Miene wissen, weswegen ich völlig sinnlos nach meinem Vater gröle, obwohl mir doch genau bekannt sei, dass er mich nicht hören könne. Stattdessen solle ich mir lieber warme Socken anziehen, nicht länger barfuß auf dem kalten Fußboden bleiben, damit ich mich nicht erkälte und sie dann nur wieder die liebe Last mit mir habe.

Offenbar alles gesagt, und ohne eine Antwort abzuwarten, ging Mutter energischen Schrittes schnurstracks in die Küche zurück, scherte sich nicht mehr die Bohne um meine Gesundheit, ließ doch tatsächlich unkontrolliert, ob ich den an mich gerichteten Appell auch wirklich befolgte! Und warum sie mich nicht zu Wort kommen ließ, das war so klar wie dicke Tinte: weil sie Angstschlattern mit Frieren verwechselte! Das darf doch einer Mutter überhaupt nicht passieren, schrie es in mir. Und kein tröstendes Wort! Nicht mal ein wärmender Blick! Mit einem innerlichen Aufschrei sehnte ich Vater herbei, er möge mit einem Schnellboot herbeieilen, um das drohende Unheil abzuwenden.

Mit einem Restfunken an Verstand fragte ich mich, was ich denn fabrizieren könnte, um Mutter doch noch umzustimmen, und

startete einen Versuch. Doch meine störrische Absichtserklärung, in Zukunft nichts mehr essen wollen, kratzte Mutter am wenigsten. „Sehr schön, dann werden wir ja viel Geld sparen und eines Tages reich sein“, spottete sie daraufhin und kümmerte sich nur noch um liegengebliebenen Abwasch, wobei sie anfangs mit dem Geschirr klapperte, als teste sie jüngst erworbenes Nachkriegsporzellan auf Bruchfestigkeit.

Mutters Schimpfkanonade hatte meinen Angstzustand gründlich vertrieben. Überbleibsel von Schwermut und Selbstmitleid wurden von aufbrausender Empörung überdeckt und meine zurückkehrende Aufsässigkeit sowie ein hinzugesellter Rachedurst formatierten zu feindlicher Gesinnung gegen Gott und die Welt. Jählings hasste ich alles, was ich liebte, auch jeden, der mir jemals ein Leid zugefügt hatte, und grub das Kriegsbeil aus ...

Meine Großeltern residierten auf einem weitläufigen Bauerngehöft inmitten der Lüneburger Heide an einer Bundesstrasse am Ortsausgang einer verträumten Kleinstadt gelegen. Dort lebten auch alle anderen Blutsverwandten. Mutters Bruder und meine Tante konnten mir gestohlen bleiben. Nicht aber meine Cousine Katja, knapp anderthalb Jahre älter als ich. Wir verstanden uns prächtig, hatten immer sehr viel Spaß miteinander, und das nicht nur hinsichtlich etlicher Vergnügungen im Herzen von Fauna und Flora.

Verschiedenartige Stallungen, ein verwitterter Geräteschuppen, der Heuschuber und ein imposanter Getreidesilo sowie eine ausgediente Windmühle gaben dem weitläufigen Gehöft etwas Abenteuerli-

ches, weckten Jagdinstinkte und Experimentierfreude. Auf saftigen Weiden graste eine Herde Milchkühe; streng voneinander getrennt auch einige Ziegen und Heidschnucken; in Schlammlöchern suhlte fettleibiges Borstenvieh; eine oft schnatternde Gänseschar tippelte zumeist ziellos und wo es gerade beliebte über das Anwesen; unzählige weiße und braune Hühner pickten unaufhörlich verstreute Körner aus sandigem Boden; und es gab einen farbenprächtigen Hahn, der nicht nur frühmorgens krächte. Zuweilen mischte sich ein Truthahn unters Federvieh, doch längstens bis zum Weihnachtsfest. Katzen in sämtlichen Farben streunten umher, jagten in Ställen, im Heuschober und in den Kellerräumen des Wohnhauses nach Mäusen. Ein struppiger Schäferhund-Mischling lag überwiegend angekettet vor einer Hundehütte, die zwischen Hühner- und Gänsestall aufgestellt war, um geifernde Füchse abzuschrecken, und döste die meiste Zeit vor sich hin. Im Gebälk der Scheune nisteten Schwalben, die als Glücksbringer und verlässliche Wetterpropheten galten, und auf dem Kupferdach der Windmühle hatte ein Storchenpaar ein riesiges Nest gebaut. Die waren jedes Jahr von Frühling bis Herbst zugegen, was mich einmal stutzig machte und eine bedeutsame Frage aufwarf: Wer denn die Babys im Winter transportiere! Lange hatte man mich glauben gemacht, ich sei vom Klapperstorch gebracht worden. „Frag doch nicht immer so viel“, hörte ich standardmäßig, wenn ich das heiße Eisen berührte, und darum fragte ich auch gar nicht erst, wer bei wem bestellt und wo sie erzeugt werden.

Ein heißer Juli war es in dem Jahr, als Mutter und ich für eine ganze Woche auf dem Bauernhof gastieren durften. Und es gab einen bedeutungsvollen Tag, der einiges in mir bewirkte: Meinen Glauben an das Gute zutiefst erschütterte und den Sinn eines familiären Zusammenhalts infrage stellte – höchstwahrscheinlich auch mein

späteres Sexualverhalten prägte. Ein großer Junge war ich bereits geworden, dreizehneinhalb Jahre alt, und voller Tatendrang und Vorfreude auf ganz besondere Erlebnisse mit Katja.

Es gab noch etwas, worauf ich mich unendlich freute, was alles andere in den Schatten stellte, Essen und Trinken vergessen ließ – abseits des Wohnhauses auf der Blumenwiese mit Katja allein unter einem uralten, knorrigen Apfelbaum, unter unserem Baum! Für Katja und mich einer wie jener, der im Garten Eden die Hauptrolle spielte, unter dem wir uns gegenseitig vor Blicken geschützt unsere unterschiedliche Anatomie vor Augen führten. Fummeln war auch erlaubt. Dabei kamen nicht nur unermesslich lehrreiche Forschungsergebnisse zustande, häufig auch zärtliche Umarmungen, welche mich sekundenschnell in den siebten Himmel versetzten.

Wenngleich mein Hauptinteresse auf Katja fixiert war, ließ ich meine Blicke auch gerne über die große Blumenwiese und die angrenzende Natur schweifen. Ein wahrlich paradiesisches Örtchen. Neben Apfelbäumen gab es noch verschiedene andere Obstbäume, rote und schwarze Johannisbeersträucher, Stachel- und Himbeeren, eine Brombeerhecke und sogar ein Erdbeerfeld. Im Besonderen ein fließendes Bächlein, an einigen Stellen nur eine Körperlänge breit, in dem wir uns nach ausschweifendem Herumtoben unsere dreckigen Pfoten wuschen. Das kristallklare Gewässer konnten wir auch trinken, und wenn nach einem Gewitterregen der Wasserstand und die Strömung zunahmen, schickten wir kleine Papierschiffchen mit einem Mast aus Schilfgras auf die Reise.

Eine Bullenhitze begleitete jenen denkwürdigen Tag, dass einem die Lust an jeder Bewegung verging. Erbarmungslos brannte die Sonne hernieder und stach auf der Stirn, sprenkelte Sommersprossen auch auf meine Nase, grillte die ungeschützten Hautpartien auf indianische Bräune, und die Haare blichen, als bestünde die kno-

chentrockene Luft anteilig aus reinem Sauerstoffoxid. Der Himmel wie Geschenkpapier. Kaiserliches Blau mit weißen Schäfchenwolken, die derart unbewegt verharrten, als warteten sie geduldig auf den letzten Pinselstrich eines Landschaftsmalers. Das satte Grün der Wiesen und die quittengelben Rapsfelder leuchteten in marktschreierischer Farbsättigung von kitschigen Ansichtskarten. Nicht der leiseste Windhauch streichelte übers Land. Mit Fantasie konnte man meinen, eine gigantische Glasglocke sei über alles Leben gestülpt. Ständiger Durst und sehnsüchtiges Verlangen nach Abkühlung glichen den widernatürlichen Zwängen von Drogen, das physische Leistungspotenzial einer chronischen Apathie, und der Appetit auf Essen beschränkte sich auf Kaltschale und frisches Obst. Selbst die Tiere verkrochen sich, suchten Schatten, wo sie konnten. Demgegenüber quicklebendig belebt der instabile Lebensraum und unübersehbar exklusiv: nur kleiner Flugverkehr. Schmetterlinge flatterten umher, Kohlweißlinge, Zitronenfalter, hin und wieder auch ein Pfauenaugen; putzmuntere Bienen und pelzige Hummeln summten von Blume zu Blume und räuberten den Blütenstaub von ungeschützten Stempeln; zwischen dem hohen Schilfgras am Bach tanzte ein unermüdlicher Mückenschwarm; im Geäst der Bäume zwitscherten die Vögel, als sei der Lenz ausgebrochen; träge fliegende Marienkäfer landeten auf schwitzige Arme und Beine, krabbelten zutraulich auf hingehaltene Finger – und wenn versehentlich der orangefarbene Flügelpanzer leicht gedrückt wurde, dann spritzten sie ängstlich einen gelben, leicht brennenden Saft in weit geöffnete Hautporen.

Das Einzige, wozu ich Lust und Laune hatte, darauf hatte ich mich wochenlang vorab gefreut: erbauliche Doktorspiele mit allen Schikanen. Doch Katja machte Sperenzchen. Starrköpfig wollte sie ihr Höschen nicht heruntergelassen, war bereits zweimal vor mir aus-

gebüxt. Sie jagen und einfangen war gar nicht so einfach, sie konnte etwas schneller rennen als ich und dabei Haken schlagen wie ein Hase. Normalerweise war es mir nur möglich, wenn es über eine längere Distanz ging, weil ich auf Dauer die bessere Puste hatte. An diesem Vormittag bestimmt nicht. Schwer zu schaffen machte mir die sengende Hitze. Ich wollte schon das Handtuch werfen, da stolperte Katja über einen Maulwurfshügel und verlor ausreichend an Boden. An einem ihrer wehenden Zöpfe erwischte ich sie, zügelte und foulte sie in Fußballermanier, dass sie wie abgeholt auf die Wiese plumpste und für einen Moment erschöpft liegen blieb. Blitzschnell begrub ich sie unter mir, stellte mit zwei Handgriffen und Beinschere störrisches Gezappel ab, und fragte schnaufend, ob sie sich freiwillig ergeben wolle. Doch sie schüttelte widerspenstig ihren hochroten Kopf. Ich machte mich so schwer, wie ich konnte, erhöhte den Druck auf ihren Brustkorb, woraufhin sie sich ächzend ergab, keuchend um Gnade bettelte und flehentlich nach Flüssigkeit verlangte.

Ausgepumpt hockten wir am Bach, schöpften kühles Wasser mit den Händen heraus, löschten unseren mächtigen Durst, erfrischten die schweißtriefende Stirn, befreiten die Füße von lästigen Sandalen und planschten noch eine Weile. Indessen stellten wir Überlegungen an, welchen Unsinn wir nach dem Mittagessen verzapfen könnten. Katja wollte auf dem Friedhof irgendwelche alten Leute erschrecken, ich wollte lieber die dummen Kühe ärgern. Schließlich einigten wir uns auf Kaulquappen fangen und ein volles Glas davon dem kinderfeindlichen Nachbarbauern bei einer günstigen Gelegenheit in seinen Brunnen schütten.

Wieder ein Herz und eine Seele, betteten wir uns in den Halbschatten unseres Baumes, um den wie jedes Jahr ein herrlich weicher

Kleeteppich gewachsen war. Erwartungsgemäß, ohne darauf angesprochen zu haben, wollte Katja endlich ihr Geheimnis lüften. Dass sie eins in sich trug, hatte sie bereits angekündigt und es während sie vor mir herlief doppelt gemoppelt zugerufen: „Ich zeig dir mein Geheimnis nicht! Das Geheimnis zeig ich dir nicht!“ Doch Katja trödelte. Sie richtete ihren Oberkörper auf, wollte sich erheben, überlegte es sich aber anders. Auf dem Rücken liegend fummelte sie sagenhaft umständlich einen geblühten Schlüpfer vom Po und dann ganz von den Beinen, schnüffelte daran, und fragte mich, ob ich dran riechen wolle.

„Na gut, kann ich mal machen.“ Gelangweilt steckte ich meinen Rüssel in den weichen Stoff, runzelte die Stirn.

„Nun sag bloß, der stinkt!“, empörte sich Katja, machte schmale Lippen und setzte einen bitterbösen Blick auf.

„Nein, nein“, stieß ich schnell hervor, fürchtete einen Boykott. „Meine Nase habe ich doch nur zum Spaß gerümpft.“

„Dein Glück, sonst hätte ich es auch nicht mehr gezeigt!“ Sie zog ihre die Beine, bog mit beiden Händen ihre Knie weit auseinander und schaute auffällig dorthin, wohin ich blicken sollte.

Grenzenlos verwirrt, glotzte ich auf den neuen Haarflaum. Das mir bald ein Bart wachsen würde, auch Brusthaare und zwischen den Beinen wie bei meinem Bruder, das wusste ich natürlich, aber ich hatte keinen blassen Schimmer, dass auch manche Mädchen Haare zwischen den Beinen kriegen können.

Katja zeigte sich belustigt über meinen verwunderten Gesichtsausdruck, lächelte überheblich.

„Du brauchst mich gar nicht auszulachen“, mäkelte ich. „Es ist doch vollkommen unlogisch, wenn an der Stelle ausgerechnet dir welche wachsen.“ Ihr überhebliches Lächeln verflog.

„Was heißt hier unlogisch und ausgerechnet bei mir? Hast du ’n Sonnenstich?“

„Ne, aber du hast keine tiefe Stimme.“

„Was hat die denn damit zu tun?“

„Das hat mein Vater mir gesagt, dass es damit zu tun habe, und der weiß schließlich viel mehr als deiner.“

„Bildest du dir doch nur ein, du Blödmann!“

„Das bilde ich mir überhaupt nicht ein! Mein Vater ist doch viel intelligenter als deiner!“

Katja maulte, verschränkte die Arme, stand unschlüssig da, und wollte es dann doch noch wissen.

„Und, was hat er nun gesagt?“

„Er hat gesagt, kannst du genauso gut glauben, dass nur solche Männer einen starken Bartwuchs und viele Brusthaare und so weiter bekommen, die eine tiefe Stimme haben.“

„Bist du doof? Selbst wenn es wirklich stimmen würde, so hat das noch lange nichts mit Schamhaaren zu kriegen.“

„Mit Scham ... mit was für welche?“

„Lebst du hinterm Mond? Sind eigentlich alle Hamburger geistig minderbemittelt? Man sagt doch auch Kopfhaare und Brusthaare, und die Haare zwischen den Beinen nennt man Schamhaare.“

„Stimmt nicht, das ist Beinbehaarung!“

„Also wirklich, du bringst mich noch mal zur Weißglut mit deiner Starrköpfigkeit. Natürlich nennt man die Haare an den Beinen Beinbehaarung, das weiß ich doch auch, du Nachtwächter, aber die hier ...“, sie zupfte am Flaum, „das sind Schamhaare! Und damit du nicht gleich wieder etwas einzuwenden hast und noch saublöde nachfragst, die nennt man deshalb so, weil man sich ohne die sonst schämen würde.“

„Ach, und worüber, wenn ich fragen darf?“

„Über ... weil man sonst ... ist ja auch piepe!“

„Ist es nicht, wenn du schon davon anfängst.“

„Das ist doch wohl logisch, weil sonst alles zu sehen wäre.“

„Sieht man doch jetzt auch.“

„Soll man aber normalerweise nicht.“

„Warum denn nicht? Außerdem zeigst du doch gerne alles vor.“

„Ja, aber bloß dir! Und wegen dir, damit du dazulernst.“

„Das glaubst du doch selbst nicht!

Sie hatte recht. Aber das wollte ich nicht sofort bestätigen, um ihr nicht zu schnell Genugtuung zu verschaffen ...

Viola unterbrach die Frühstücksvorbereitung, schmunzelte nur, als ich mit einer Drohgebärde langsam auf sie zuing.

„Möchtest du gern wissen, wie ich ungehörige Mitarbeiterinnen zu bestrafen pflege?“

„Na wie wohl, zeig doch mal, Chef!“

Ich ließ das Hemd fallen und wollte mir Viola schnappen, doch sie entwischte mir, rannte einfach aus der Wohnung und die Treppenstufen hinunter. „Hilfe! Polizei! Er will mich vergewaltigen!“

Ich stürzte hinterher und musste mein Vorhaben stoppen. Viola stand direkt an der Wohnungstür der Mitbewohner und ihre Miene bedeutete nichts Gutes.

„Der Gestank hat sich verschlimmert, Harry, riech mal selbst.“

„Ja, das stinkt da drinnen wie die Pest!“, definierte ich.

„Ich will ja nicht den Teufel an die Wand malen, aber weißt du, was das für ein Geruch ist?“

Jetzt, wo sie es sagte, wurde mir bewusst, aus einem Mülleimer konnte das nicht mehr kommen, roch verteufelt nach Verwesung!

Schreckliches malte ich mir aus. Aber wieso ... und wer oder was verweste da überhaupt! Die Frau? Hatte der Mann sie umgebracht? Oder sie ihn? Verfluchte Scheiße!

„Da liegt mit Sicherheit ein Toter drin, wir müssen die Tür aufbrechen und nachsehen!“, stieß ich hervor, bekam Herzrasen.

„Hast du Werkzeug?“

„Ja, auf dem Dachboden. Zieh dir schnell das Hemd über, nein, besser kleiden wir uns gleich ganz an, denn wir müssen bestimmt die Polizei rufen, das habe ich im Urin.“

In Windeseile schlüpfen wir in Jeans und Hemd. Viola sauste noch schnell ins Badezimmer, wollte zerzauste Haare etwas richten, und ich kletterte mit einer wüsten Vorahnung auf den Dachboden und holte den schweren Werkzeugkasten herunter.

Mit verschiedenen Schraubenziehern und Zangen war dem Schloss nicht beizukommen. Kurzerhand setzte ich ein breites Stemmeisen an und schlug es mit einem Hammer so weit wie möglich in den Türschlitz. Erst beim zweiten kräftigen Ruck am Hebel splitterte das stabile Holz auseinander und die Tür sprang krachend auf.

Unwillkürlich wichen wir einen Schritt zurück, ein widerlicher Pesthauch schlug uns entgegen und raubte den Atem. Instinktiv riss ich die Haustür auf, um draußen frische Luft zu holen.

„Mir wird schlecht.“ Viola schüttelte sich angeekelt.

„Bleib hier stehen, ich gehe allein hinein, ziehe die Vorhänge zurück und öffne die Fenster und die Ausgangstür zum Garten.“

Vor einigen Tagen war ich ums Haus herumgegangen, weil ich meinte, ein komisches Geräusch gehört zu haben, und hatte dabei bemerkt, dass alle Fenster abgedunkelt waren.

Noch einmal füllte ich die Lungen mit Sauerstoff, hielt die Luft an und tauchte auf alles gefasst ins Halbdunkel der Wohnung ein. Trotz ihrer Übelkeit ließ es sich Viola sich nicht nehmen, dabeizu-

bleiben, hielt sich mit zwei Fingern ihre Nasenflügel zu und blieb mir neugierig auf den Fersen.

Nach Flur und Diele gelangten wir zur angelehnten Wohnzimmertür. Obwohl wir es ahnten und ich die Tür mit ungunstigen Gefühlen aufzog, blieben wir wie angewurzelt stehen. Zu Tode erschrocken, erstarrte jede Bewegung in uns.

„Iiiiiih ... oh Gott, oh mein Gott ... iih, das ist ja grauenhaft!“, schrillte Viola, grapschte hilflos in mein Rückenfell.

Dadurch kam Bewegung in mich. Ich stürmte zu den Fenstern, riss die Vorhänge zurück und die Schiebetür zum Garten weit auf. Grelle Sonnenstrahlen fluteten herein und wirkten wie Scheinwerfer, die eine abscheuliche Szene ausleuchteten.

„Igitt, wie furchtbar!“ Viola war leichenblass geworden, atmete schwer und stammelte erstickt: „Mir wird speiübel, ich muss mich übergeben.“ Taumelnd drängte sie an mir vorbei und erbrach sich auf der Terrasse.

Dicht hinter ihr nach draußen gestolpert, an einem Fußbodenabsatz war ich hängengeblieben, rang ich nach Luft und verschnaufte einen Augenblick. Ein weiterer Schwall plätscherte auf die Terrassenfliesen. Viola erbrach sich dermaßen quälend, dass es mir in der Seele wehtat. Sekunden später wurde mir ebenfalls übel, fast hätte ich ihr noch Gesellschaft geleistet.

Mit zugekniffener Nase ging ich wieder hinein und betrachtete das Grauen etwas näher. Nicht fassen konnte ich, welcher Horror sich überdeutlich darbot. Kinofilme hatten mir schon einiges an Schrecklichkeiten und Abscheulichem vor Augen geführt, dass es manchmal an die Nieren ging, aber es handelte sich doch nur um Showdowns mit perfekter Maske und gekonnter Tricktechnik, perfektioniert von einem sauberen Schnitt und letztlich mit musikalischen Effekten gekrönt. Aber das hier, das war etwas ganz anderes, es war Gräuelpur, die existente Wirklichkeit!

Die Frau lag unbekleidet mit dem Rücken auf Teppichboden. Trotz fortgeschrittenen Verwesungsprozess war alles gut zu erkennen. Das Gesicht war nur noch eine Fratze, offene Augen starrten gebrochen ins Nichts. Der gesamte Bauch war aufgeschlitzt, vom Schambein bis Sternum, die Gedärme und anderes waren herausgequollen. Als sei das alles noch nicht ekelhaft genug, in dem ganzen Mischmasch schlängelten sich fette, weißliche Maden.

Der ebenfalls nackte Mann hockte rüchlings in einem Sessel, als sei er darin eingeschlafen, wäre da nicht zwischen seinen Beinen ein riesiges Loch, aus dem sein ganzer Lebenssaft scheinbar bis auf den letzten Tropfen herausgesprudelt war. Was eigentlich nicht vor seine Füße gehörte, in einer getrockneten Blutlache lag und von kleinen, schwarzen Fliegen bevölkert wurde, das schien er verwundert anzustieren. Auch er war am Zerfallen, nur der Schädel mit hervorgequollenen Augen war einigermaßen verschont.

Das ganze Zimmer präsentierte sich blutbesudelt. Sonst unverkennbares Rot war bis an die Zimmerdecke gespritzt, hatte bereits einen schwarzbraunen Farbton angenommen. Auf einem Couchtisch, zwischen leeren Flaschen, Gläsern, überfüllte Aschenbecher und Zeitungen, lag ein verschmiertes Schlachtermesser, das bestialisch benutzt war. Welches Drama hatte sich hier abgespielt? Sind die beiden ermordet worden? Oder hatten sie sich gegenseitig abgeschlachtet? Ging das überhaupt, so, wie die dalagen? Sie hatten sich doch nie gestritten! Jedenfalls hatte ich niemals was gehört.

Mich schauderte es und mir war hundeelend. Eigentlich war ich ziemlich belastbar, doch dermaßen hartgesotten, dass mir der ekelregende Anblick nicht viel ausmachen würde, war ich nun auch wieder nicht und musste doch noch kotzen. Würgend quetschte ich mich an Viola vorbei, sie lehnte mit weit aufgerissenen Augen am Rahmen der Terrassentür und zitterte am ganzen Körper. Sie steht unter Schock, ahnte ich, musste mich um sie kümmern, sofort ei-

nen Notarzt rufen! All das schoss durch mein wirres Gehirn, während ich säuerlichen Auswurf ins vertrocknete Rosenbeet grölte.

Viola hatte sich noch nicht von der Stelle gerührt. Ihre Lippen bebten, die Lider flatterten und der Atem ging stockend.

„Komm, Viola, du musst dich flach hinlegen“, bat ich eindringlich, führte sie an den Schultern zu einer Terrassenliege.

„Das ist so furchtbar“, wimmerte sie, krallte sich an mich und schüttelt sich in einem Weinkampf.

„Leg dich bitte flach auf den Rücken und bleibe ganz ruhig liegen, ich rufe einen Notarzt und die Polizei, mein Liebling

Schnell streichelte ich ihren Hinterkopf, strich einige Strähnen aus ihrem Gesicht, gab ihr zur Beruhigung noch ein Küsschen auf die eiskalte Stirn, und stürmte dann in meine Wohnung, als sei der Satan persönlich hinter mir her.

Mit flatternden Händen wählte ich 1-1-0. Eine sachliche Frauenstimme meldete sich: „Polizei Hamburg.“

„Hier liegen zwei Leichen bei uns im Haus! Wir brauchen auch sofort einen Rettungswagen!“, schrie ich hektisch, völlig konfus mit meinen Gedanken bei Viola.

„Wie ist Ihr Name, nennen Sie mir nur den Nachnamen. Wohin sollen wir kommen, nennen Sie Ihre Anschrift. Befinden Sie sich oder eine andere Person in akuter Lebensgefahr?“, fragte die Frau, emotionslos wie ein Computer.

„Mein Name ist Jäger! Beeilen Sie sich! Meine Frau hat einen schweren Schock! Niemand sonst ist in Gefahr!“, brüllte ich, gab meine Adresse durch und sollte den einfachen Straßennamen auch noch buchstabieren. Das hielten meine Nerven nicht mehr aus und „wir kommen“ hörte ich schon nicht mehr.

Schnell griff noch eine Flasche Mineralwasser aus dem Kühlschrank, hetzte die Treppe hinunter, durch die mörderische Wohnung hindurch zu Viola. Apathisch lag sie auf der Liege und dicke

Schweißperlen standen auf kalkweißer Stirn. Weil sie sich aufrichten wollte, drückte ich ihren Oberkörper wieder herunter und flößte ihr etwas Mineralwasser ein.

„Tatütata“ hörten wir aus der Ferne herannahen. Jeden Moment würde die Polizei eintreffen. Einige Sekunden später war ein lautes Quietschen von abbremsenden Reifen zu hören. Das Martinshorn verstummte, von weitem näherte sich ein zweites. Drei uniformierte Beamte stürmten mit Getrappel in die Wohnung. Einer sprang mit gezogener Waffe auf die Terrasse und richtete den Knaller auf mich. Viola schlug die Hände vors Gesicht, und ich verdrehte die Augen, war drauf und dran, dem Revolverhelden einen Vogel zu zeigen. Der Beflissene erkannte, dass von mir keine unmittelbare Gefahr ausgehen würde, ließ sein Handwerkzeug sinken und suchte mich erneut aus. Diesmal als Ansprechpartner.

„Haben Sie uns verständigt?“

„Ja! Eine der Leichen hätte wohl schlecht telefonieren können! Wo bleibt der Notarzt? Sie sehen doch!“

„Der wird auch gleich eintreffen“, sagte er gedehnt, als habe es Zeit, und fragte respektlos: „Was ist mit der?“

„Mit der da? Die da ist im Vollrausch, befindet sich in einem Glückstaumel“, grollte ich, ungehobeltes Anreden konnte ich nicht leiden. Stinkig zeigte ich dem Kerl meinen Rücken, wendete mich Viola zu, weil sie mich hilflos anblickte.

Eine weitere Sirene hielt vor dem Haus. Anhand der Gegebenheiten erkannte der Notarzt augenblicklich, was Viola von den Beinen geholt hatte. Routiniert prüfte er ihren Blutdruck und Puls, schob ein kleines Kissen unter den Nacken, kramte in einem Alukoffer, zog eine Spritze auf und setzte sie in die Armvene.

„Sie werden sich gleich besser fühlen, junge Frau“, beruhigte er Viola und fragte dann mich: „Fehlt Ihnen auch etwas?“

„Nein, geht schon wieder, meine seelische Erschütterung habe ich bereits in die Rosen gekotzt.“

Nachdenklich runzelte er seine Stirn, schwieg aber. Nachdem er dem Koffer entnommene Utensilien wieder einsortiert hatte, prüfte er noch einmal Violas Puls, war sichtlich zufrieden und blickte auf die Flasche in meiner Hand. „Geben Sie ihr noch mehr zu trinken, wenn möglich, die ganze Flasche.“

Wiederum quiekten Reifen und in kurzen Abständen klappten vier Autotüren zu. Offenbar kam ein Quartett angetanzt, und plötzlich war der Tatort angefüllt wie zur Stehparty. Wir hörten Anweisungen und eine kurze Diskussion über Arbeitsteilung.

Ein glatzköpfiger Hüne, mindestens zwei Meter mit Stiernacken und Hände wie Schaufeln – es fehlte nur ein Lolli zwischen den schmalen Lippen, stampfte auf die Terrasse, trat forsch auf uns zu und wandte sich selbstredend an mich.

„Hauptkommissar Schachtner, Mordkommission, haben Sie uns informiert? Darf ich wissen, wer Sie sind? Haben Sie die Tür aufgebrochen? Wer ist die junge Frau?“

„Die Mordkommission habe ich nicht informiert, lediglich die Polizei gerufen. Ich bin Harry Jäger und habe mir erlaubt, wie Sie naheliegend richtig vermuten, die Wohnungstür aufzubrechen. Die Dame ist eine Freundin.“

Kurz vor Chambéry steuerte ich eine Raststätte an. Der Tank war ziemlich leer und mich überfiel bleierne Müdigkeit. Mindestens zwei Stunden wollte ich rasten und davon möglichst ein Stündchen

dösen. Wozu sollte ich mich länger zusammenreißen, schließlich standen wir nicht unter Zeitdruck. Viola wurde erst wach, als ich an der Zapfsäule den Motor abstellte. Sie reckte und streckte sich, blickte sich um und wusste nicht, wo wir uns befanden.

„Wo sind wir?“ Sie gähnte, ohne eine Hand vor den Mund.

„Willst du mich auffressen? Wir sind kurz vor Montpellier.“

„Entschuldige ... so weit schon?“

Damit verabschiedete sie sich eilends zur Toilette. Meine Blase entleerte ich erst, nachdem ich die Tankfüllung bezahlt hatte. Im Schnellrestaurant genehmigten wir uns noch ein frühes Frühstück. Zurück im Stern fuhr ich noch bis zum riesigen Parkplatzgelände, das schon gut belegt war, und machten es uns auf den Liegesitzen bequem. Inmitten der Einschlafphase ließ Viola mich wissen, sie sei wieder hellwach und könne nicht schlafen. Dann fahr du doch weiter, hatte ich noch gemurmelt, doch im Dunkeln wollte sie lieber nicht chauffieren. Aber sie kann doch das Fahrlicht anschalten, dachte ich verworren, reagierte nicht mehr richtig und nickte ein.

Fest eingeschlafen, wurde ich plötzlich von einem Geräusch aufgeschreckt. Ich befand mich allein im Stern, umstellt von monströsen Trucks, die mir meine Sicht auf das Rastplatzgelände versperrten. Von links prallte grelle Bonbonreklame in meine schlaftrunkenen Augen, von rechts ein vielversprechendes Waschmittel und durch die von Insektenbrei übersäte Frontscheibe lockte ein knallbunter Cheeseburger. Nur nach hinten konnte ich mich noch orientieren, doch dummerweise war das Heckfenster beschlagen. Ich sah auf meine Uhr, eine gute Stunde hatte ich geschlafen. Während ich die Rückenlehne wieder aufrecht und den Sitz in die richtige Position stellte, beschlich mich ein seltsames Unbehagen. Weshalb war ich eigentlich immer besorgt, wenn Viola nicht in meiner Nähe weilte und ich nicht wusste, wo sie sich befand?

Viel zu wenig Platz, um meine lahmen Glieder bequem aus dem Wagen zu schwingen, startete ich den Motor und wartete, bis die Heckscheibenheizung effizienter diente. Das ging schnell und ich konnte rückwärts aus der Blockade rollen und hatte wieder freies Blickfeld. Das war allerdings beeinträchtigt von Morgendunst und wabernde Nebelschwaden. Diffuse Parkplatzbeleuchtung gestaltete sich auch nicht als lobenswert. Die ganze Atmosphäre bot etwas Gespenstisches, als lauer Tod und Verderben. Fröstelnd wuchtete ich mich ins Freie und sah mich um.

Viola konnte ich nirgendwo entdecken. Wahrscheinlich hockt sie im Restaurant und trinkt noch einen Kaffee, stellte ich mir vor. Aber auch dort war sie nicht aufzufinden. Letztmöglich blieb nur noch die Damentoilette, die ich hemmungslos aufsuchte und abgekantelt verließ. Dabei hatte ich mich doch sofort in Landessprache für meine Entgleisung entschuldigt, auch mehrsprachig meine Besorgnis um meine Madam kundgetan, doch die spärlich bekleidete Französin wollte partout nicht mit sich reden lassen.

Fluchend tigerte ich frustriert und besorgt über den gesamten Rastplatz, doch Viola blieb verschwunden. Das durfte doch nicht wahr sein! Entnervt beeilte ich mich zum Stern, angelte mit fliegenden Fingern meine leichte Hüftjacke vom Rücksitz und suchte weiter. Nichts, keine Spur von Viola! Spielte sie etwa mit mir? Nein, nicht hier, nicht im Ausland, das hätte sie nicht gewagt. Es musste etwas passiert sein! Aber was und wo? Drohend sprang mir das an den Rastplatz angrenzende Waldstück in die Augen. Zuvor hatte ich es nicht wahrgenommen, doch nun zog es mich magisch an. Im Magen rumorte es, als ich mit Bangen feuchtes Unterholz betrat. Höchstens zehn Meter Sicht zwischen dicht aneinander stehende Baumstämme untermauerten ein schier aussichtsloses Unterfangen ...

Ende der Leseprobe